

sind Blumenmuster, Blumen- und Blattgewinde, Kränze (alles meist naturalistisch oder auch unbeholfen entworfen), dann mit Blumen gefüllte Vasen, Körbe, Füllhörner. An den Vasen bemerken wir gedrückte Untersätze, schlechte Kontur der Bauchung, kleinösige oder eckige Henkel, an den Körben steile Wände, Mangel an Gliederung. Die dritte Gruppe zeigt die Symbole der Freundschaft und Liebe: schnäbelnde Tauben, den Schwan als Sinnbild der Unsterblichkeit, das brennende Herz mit dem typischen 3 (Treue) in der Mitte, zwei gefügte Hände, Felsen mit Medailloninschrift, den Freundschaftsaltar mit der Opferflamme und der bedienenden Vestalin oder Genie daneben, den Hoffnungsaker und ähnliches. Auch die Symbole der Musik (Lyra, Gitarre, Harfe) sind nicht selten. Diese einfachen Sujets kehren mit kleinen Verschiedenheiten immer wieder, am Geräte, an den Nichtigkeiten der Kleinkunst (wenn ich mich so ausdrücken darf), an den manigfaltigen Gegenständen des täglichen Gebrauchs.

Schon an den Metallarbeiten sehen wir wieder das untrügliche Zeichen der Armut und des Geschmackverfalls: billiges Material und eine manchmal direkt naive Technik. Gold ist überall rar geworden. Ein dünner, glatter oder aus zwei Schienen zusammengesetzter, in der Gabelung einen gefassten Stein oder eine Siegelplatte haltender Fingerring, eine mit Schieber versehene Erbs-, Doppelpanzer- oder Schlangenhalskette für die Uhr, eine mit Steinen oder Silhouette verzierte Busennadel und, wenn es recht hoch kommt, eine Tabaksdose, das sind Biedermeiers ganze Goldherrlichkeiten. Die „Seinige“ (sein Ehefrau) liebte Colliers mit vielen grünen Steinen, Chrysopras genannt, auch breite Perlencolliers, die vorn am Hals durch eine grosse Schliesse einen wirkungsvollen Abschluss erzielten. Besagte Schliessen, in Form eines länglichen Vierecks oder Achtecks mit geraden oder geschweiften Seiten, hatten einen breiten, glatten Rand, die Füllung bestand aus Filigranarbeit und rosettenartig angeordneten Steinen, dahinter eine glatte Grundplatte. Das Filigran wurde später auch durch Gravierung ersetzt. Ohringe meist gross und ringförmig. Um den Hals ein goldgefasstes Elfenbeinporträt mit Haarlocke des Allerliebsten, am Finger einen Haarring. Die verwendeten Steine sind durchweg künstliche. Mehr gesucht waren die Künste des Silberarbeiters, der besonders die Beschläge für Damentaschen und Geldbeutel liefern musste. Taschen und Börsen, selbst (auch Tabaksbeutel) wurden mit viel Fleiss und Geschick von den Damen mit weissen und bunten Perlen bestickt oder gebäkelt, wobei sich die bunten Bordüren, Blumenstücke, Allegorien u. s. w. recht freundlich und lustig vom hellen Grund abhoben. Die Beschlagbügel machten eine höchst einfache Entstehungsprozedur durch. Sie wurden entweder gegossen oder aus Silberblech ausgeschnitten, teilweise getrieben, dann in Glanzschnitt-Technik nachgeschnitten und trambuliert (mattiert). Oder nur mit dem Stichel geschnitten, kleine Muster eingepunzt (Blumen, klobige Ranken, Guirlanden) und an Stelle von Steinen mit Glanzschnittnägeln (Knöpfen) besetzt. Die Tragkettchen hingen in den Halsen von Schwänen, den Henkeln von Blumenkörben, den Windungen von Füllhörnern u. s. w. Von Silber waren auch die Hülsen für die Stricknadeln, der schmale Armreif mit Haken zur Aufnahme des Stricknähls, die Zuckerdose (rund oder Eiform) und die Zuckerröhre.

Den nächst wertvollen Besitz in Urgrossvaters Hausrat machten die Uhren aus. Sie geben ebenfalls die untrüglichen Beweise für den Verfall von Technik und Geschmack. Die Tradition der Taschenuhr war etwa 1800 bei den kleinen Spielereien stehen geblieben, bei den beweglichen Figuren, Engeln, Affen, die auf Glocken schlagen, Püppchen, die tanzen, und Menschen, die sich oft nur allzumenschlich aufführen, dann bei den Uhren mit emaillierten und bemalten Zifferblättern, getriebene und Goldemailgehäusen. Die Biedermeierzeit konnte sich derlei weniger mehr leisten. Sie brachte nur Taschenuhren mit uninteressanten Spindelwerken, zum Teil mit Repetition zu stande, ersetzte die früher so kunstreichen Kloben mit plumper, dilettantenhafter Ornamentik und Steinbesatz (!) gab den Emailzifferblättern eine unschöne Bemalung (z. B. links eine abgebrochene Säule, rechts ein Frauenzimmer in violetterm Trikot mit Schärpe), bog die Zeiger womöglich zu Schlangenlinien und liess das starkrandige Silbergehäuse entweder glatt oder verzierte es mit einem grossen

Stern, mit kunstloser Guillochierung oder mit einem drehbaren Muscheldeckel. Nicht selten sind auch gewölbte Horngehäuse.

Etwas besser sah es bei den Standuhren aus, die einfach und sauber gearbeitete Werke mit Schlag- und Repetiervorrichtung trugen. Hier können wir zwei Gruppen unterscheiden. Die eine knüpfte an der im Empire üblichen Tempelform an (Säulen aus Alabaster, Marmor oder Glas mit Fries, Gesimsen und Giebel, dazwischen die Uhartrommel) und nahm bei Beibehaltung der Form nur einfacheres Material (Holz) oder vereinfachte auch die Formen zu einem rechteckigen, begiebelten Gehäusekasten oder zu einer Halle von schwarzen Säulen auf glatter Holzplatte, als Bekrönung einige pyradenartig gelegte Platten, Hintergrund Spiegelglas (Scheinwirkung!). Die zweite Gruppe ist reicher an Erfindung. Hier kehrt die Spitzpyramide als Gehäuseform wieder, wobei das Werk einmal auf der Spitze, dann wieder im Zentrum der Pyramide sitzt, das Ganze auf einem Kugel- und Plattenuntersatz. Was sonst noch an Standuhren angetroffen wird, ist in der Form sehr unterschiedlich. Ich beschreibe deshalb nur zwei bis drei solcher Uhren. So sah ich eine Hausuhr mit sehr schlankem, nach unten sich verjüngendem eingelegeten Gehäuse, das sich in der Mitte bassgeigenartig ausbaucht, um das Pendel ausschlagen lassen zu können, über dem Doppelbauch macht sich ein gequetschter, steifliniger Kranz breit. Ein anderes Hausuhrengehäuse schwingt nach unten zu doppelter Breite aus, etwa wie Schutzisen an einer Turnierstange anzusehen. Ein Standuhrengehäuse variiert das Tempelmotiv folgendermassen: Gehäuse in Form eines Sargquerschnitts, auf vier nach innen gekrümmten, seitlich gespreizten hohen Füssen balanzierend. Bei einer anderen Uhr hat der Untersatz rohe Schiffform, darin steckt ein das Werk haltender Pfeiler. Schliesslich sei noch des Urnenaufsatzes einer halb barocken, halb Rokoko-Biedermeieruhr erwähnt: die kleine Urne trägt als Triumphbogen einen doppelt und dreifach so grossen Teekannenhenkel. Fazit: Widersinniger Gebrauch unverständlicher Formen, ungeschulter Handwerkergeschmack, schlechte Verhältnisse. Ausnahmen hiervon sind rar.

Eine nächst wichtige Rolle spielten die Tabaksdosen. Schnupfte doch auch das weibliche Geschlecht mit Passion. Zu den runden oder rechteckigen Dosen nahm man die verschiedensten Materialien: Buchsbaum mit goldgefasster, geblumter Emailscheibe, silbergefasstes Steinbockhorn, Eisenblech mit Burlesken, Landschaften, weiblichen Büsten u. s. w. bemalt, dann gewöhnliche Horn Dosen und gepresste Lackdosen mit meist guter Malerei. Lacksachen waren überhaupt schon wegen des billigen Materials sehr beliebt. Den Tabaksbeutel haben wir schon erwähnt. Fehlt noch die Pfeife. Diese bestand gewöhnlich aus geschnitztem Holz, Meerscham oder hatte einen schmalen, runden Pfeifenkopf aus Porzellan, bemalt (z. B. eine Säule mit Hahn und Schlange oder ähnliche Allegorien und Symbole, auch Insekten, Tiere u. s. w.). Manchmal bestand Kopf und Wassersack aus einem Stück. Die Spazierstöcke — mässig starke Knotenstücke, Stöcke mit Kugeln oder Knöpfen, auch eingelegte Stöcke — waren nicht selten so eingerichtet, dass sie als Pfeifenrohr dienen konnten, wohl auch im Inneren einen Feuerschwamm trugen, der durch rasches Einstossen eines Stabes (erhitzte Pressluft) zum Glimmen gebracht wurde. Etwas später gehörte zu den Rauchrequisiten des Zimmers auch ein Feuerzeug: kleiner Blechhofen, im Schürloch die Schwefelhölzer, unter dem Ofendeckel die Reibfläche. Daneben blieb Stein und Zündschwamm noch lange in Mode. Vorsichtige vergassen dies Feuerzeug ebenso wenig, wie das doppelzweckliche Regendach. Die Damensonenschirme zeichneten sich durch Zierlichkeit und viele duftige Volants und Rüschen aus, die Regenschirme waren gross (Familiendach), bunt, auf Bein- oder Messinggestell mit hübschem, geschnitztem, mit Metall verziertem Beingriff. Schliesslich sei bei den tragbaren Gegenständen noch der Körbchen der Damen Erwähnung getan. Es gab ganz flache, wie ein umgekehrter Deckel, und sehr schlanke, am Rand ausladend, beide mit sehr grossem, festen Rundhenkel. Das Flechtwerk bildete meist ein Rautenmuster.

Was gab es sonst noch im Biedermeierhaus zu sehen? Raumangelshalber müssen wir uns auf eine blosser Aufzählung beschränken, wobei zu bedenken ist, dass im einzelnen Zimmer immer nur das eine oder andere Stück zu finden war.